

dtv

Der Zug, der nach Hause fährt, steht auf Gleis 8. Auf einer Bank im Bahnhof sitzen ein paar Gastarbeiter. »Die Heimat ist weit weg, verfluchte Frühschicht«, sagt einer, und der andere meint: »Wenn ich in Izmir schlafen und hier arbeiten könnte – das wäre ein Leben.« – Heimweh und Diskriminierung machen das Leben der Arbeitsemigranten in der bundesrepublikanischen Alltagswelt oft schwer erträglich. Doch manch einer weiß sich auch verschmitzt zur Wehr zu setzen. Zum Beispiel der palästinensische Emigrant, der unter den Augen des Abteilungsleiters mitten im Kaufhaus ein großes Fest organisiert ...

Rafik Schami, 1946 in Damaskus geboren, lebt seit 1971 in der Bundesrepublik. Studium der Chemie mit Promotionsabschluß. Heute zählt er zu den erfolgreichsten Schriftstellern deutscher Sprache. Sein Werk wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Er lebt in der Pfalz.

Rafik Schami

Die Sehnsucht fährt schwarz

Geschichten aus der Fremde

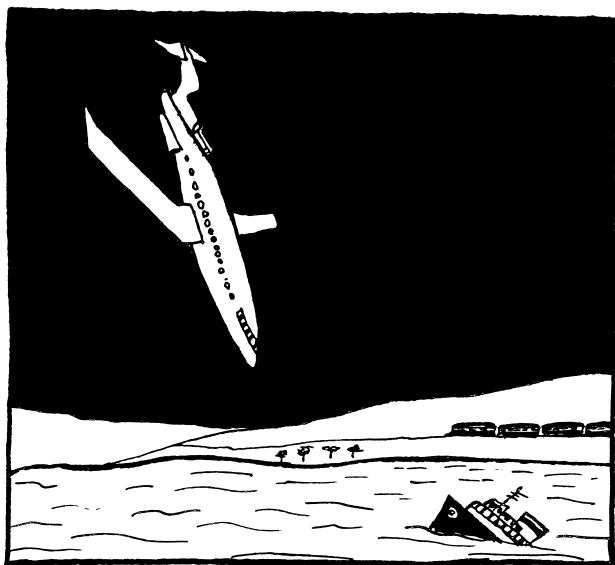
dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**



Originalausgabe 1988
7., vom Autor überarbeitete und ergänzte Auflage 1997
13. Auflage 2016
© 1988 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München
© 1996 Rafik Schami für die Geschichten:
Vor dem Anfang; Die Verteidigungsrede; Nach dem
Ende/Baladi
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlagbild: Root Leeb
Satz: Satz für Satz. Wangen im Allgäu
Gesetzt aus der Caslon Book 10,5/13,5
(Macintosh QuarkXPress)
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-10842-3

*Den pakistanischen Zeitungsverkäufern
von Frankfurt und anderen Freunden,
die mir ihre Geschichten erzählt haben.*



VOR DEM ANFANG

»Am besten«, sagte mein Vater, »nimmst du die Eisenbahn. Es ist eine wunderschöne Reise von Aleppo über Istanbul, Sofia, Bukarest, Budapest, Wien, Salzburg und München bis Heidelberg.«

Ich war das erste Mitglied meiner Familie, das nach Europa fuhr. Meinem Vater schien die Eisenbahn am sichersten. Er hatte seit Wochen nur eine Beschäftigung: alles über die Eisenbahnstrecke zwischen Syrien und Deutschland zu studieren.

Er bewunderte den Orientexpress. Auf mehreren tau-

send Kilometern habe dieses technische Wunder bereits 1883 nicht einmal zehn Minuten Verspätung gehabt. Nie habe er von einem Unfall gehört. Meine Mutter lachte: »Von einem Unfall nicht, aber von Überfällen!« Sie liebte neben den ägyptischen Schnulzen harte Krimis und Western, vor allem die mit Mord und Überfall in rasenden Zügen. Sie mahnte meinen Vater, der nie ins Kino ging, sich nicht so sicher zu sein, da Eisenbahnräuber besonders flink und gefährlich seien.

Dann erzählte meine Mutter die Geschichte von ihrer entfernten Verwandten Tante Takla, die mit dem Orientexpress vor zwei Jahren von Damaskus zu ihrem Sohn nach München gefahren war, der dort Medizin studierte. Da die reiche Tante dachte, daß ihr Sohn nicht genug Geld hätte, um sie richtig zu bewirten, schleppte sie luftgetrockneten Schinken der feinsten Art, sauer und scharf eingelegte Auberginen, Paprika, Oliven, drei schwere Säcke Weizengrütze, fünf Kilo Bohnenkaffee, zwei Gläser Honig und zehn Kartons mit Baqlawa, Halwa, Pistazienrollen und anderen süßen Leckereien aus Damaskus mit. Auch Schafskäse, drei Säcke trockene Saubohnen und Kichererbsen, eine Unmenge Feigen und Datteln hat sie mitgenommen. Mutter schwor, daß der Orientexpress bei der Abfahrt in Aleppo bereits eine dreiviertel Stunde Verspätung hatte, weil es so lange dauerte, den kleinen Lastwagen, mit dem Tante Takla aus Damaskus angereist war, umzuladen.

Und noch bevor der Zug die syrische Grenze in die Türkei passierte, war der Schinken verschwunden, obwohl die Tante ihn als Stütze unter den Kopf gelegt und sich an ihn geklammert hatte. In der Türkei verschwanden Datteln, Baqlawa, Schafskäse und Halwa, in Bulgarien die getrockneten Saubohnen, die Kichererbsen und Feigen, in Rumänien der Kaffee.

Die Ungarn waren so gastfreundlich, daß die Tante sich wieder beruhigen konnte, doch kurz vor Budapest verschwanden die sauer und scharf eingelegten Leckereien. Kurz vor Wien war von den drei schweren Säcken mit Weizengrütze keine Spur mehr zu finden, aber das wäre nicht so schlimm gewesen.

Kurz vor Salzburg aber erwachte Tante Takla nach einem Alptraum und mußte zur Toilette, und da erwischte sie das gesamte Personal in einem Abteil vor den Resten ihres Honigs und ihrer Pistazienrollen. Statt sich zu schämen, brüllten die Bediensteten der Eisenbahn vor Lachen wie ungezogene Jungen. Und von Salzburg bis München verschwanden während eines Nickerchens der erschöpften alten Frau Koffer, Handtasche und Mantel. Nur Paß, Gebiß, den Rosenkranz und Zigaretten ließ ihr der Dieb aus Mitleid zurück. So kam sie mitten im Winter in einem dünnen Kleid und ohne jeden Piaster bei ihrem Sohn an.

Nein, eine Zugfahrt käme nicht in Frage.

Eine Schiffsreise von Beirut nach Hamburg fand meine Mutter sehr romantisch und gefahrlos. Das Büro in Damaskus hatte sie genauestens informiert.

Von Beirut aus verkehrten täglich Schiffe nach Venedig, Völos bei Athen und Hamburg. Es sei so luxuriös und so sicher auf den Schiffen wie in den eigenen vier Wänden. Vater jammerte ob der übermäßig teuren Preise, aber Mutter beruhigte ihn, diese Preise seien nur für Fremde. Der Schwager ihrer Schwester in Beirut war Kapitän der Seefahrt. Er steuerte zwar einen Frachter, aber Kapitäne kennen sich untereinander und kriegen Prozente. Also fuhren wir nach Beirut. Vater, Mutter und ich.

Dort angekommen, erblaßte meine Mutter. Als hätten sich alle Seeleute gegen uns verschworen, streikten die Hafenarbeiter, Lotsen und das gesamte Zollpersonal wegen miserabler Arbeitsbedingungen in Beirut, Zypern, Marseille, Venedig, Triest, Völos, Hamburg, New York und Honolulu.

»Daß auch die Seeleute in Honolulu streiken, stört mich am meisten«, giftete mein Vater, nachdem ein Wachmann der Streikposten ihm genüßlich alle Häfen aufgezählt hatte. »Das hast du von deinen Filmen. Der Orientexpress beförderte Könige, und meine Frau glaubt Agatha Christie und will Seemannsromantik. Das hast du davon!« Er war den ganzen Abend nicht mehr zu beruhigen.

Nach dieser Niederlage stimmte Mutter schweren Herzens der Fahrt mit dem Orientexpress zu. Dafür hätte ich aber nach Damaskus zurückfahren müssen. Ich wollte aber nicht. Das sah nicht nur wie ein schlechtes Omen für meine ganze Reise aus, sondern

schmeckte nach Scheitern, bevor man angefangen hatte.

Die Zeit war auch knapp geworden. Es war bereits Mitte März, und ich sollte bis Anfang April in Heidelberg ein Zimmer bezogen und alle medizinischen Untersuchungen, Papiere und Anträge erledigt haben, um bei Semesterbeginn mit meinem Studium anfangen zu können. Ich haßte nichts mehr in meinem Leben, als verspätet in eine Vorlesung, ein Theater oder Kino zu gehen. Lieber blieb ich in solchen Fällen draußen.

Außerdem war es auch zu dieser Zeit nicht mehr gemütlich in der schönen Stadt Beirut. Bewaffnete Palästinenser, Falangisten, Rechts- und Linksradikale zeigten bei jeder Gelegenheit ihre Muskeln.

Mich hat es bereits am nächsten Tag erwischt. Eine Demonstration pro Palästinenser stieß auf eine contra Palästinenser, und die Polizei griff beide an. Ich war im Zentrum einkaufen und mußte durch das ätzende Tränengas rennen. Nach zehn Minuten war ich erledigt. Mir schien die ganze Welt aus stechendem Nebel zu bestehen, und ich verlor die Orientierung.

Da riß eine alte Frau die Tür ihres Hauses in einer engen Gasse auf und rief mir zu: »Komm rein, junger Mann!«

Drinne erfuhr ich eine Gastfreundschaft ohnegleichen, und diese gütige alte Frau erwies sich als Intellektuelle aus vergangenen Zeiten. Als sie erfuhr, daß

ich auf dem Weg nach Heidelberg war, summt sie mitten im Krach der Steine und Schüsse, die das Haus erschütterten, die Melodie »Ich hab' mein Herz in Heidelberg verloren«. Sie konnte perfekt Französisch und zeigte mir stolz ihre gewaltige Bibliothek. Ich werde nie vergessen, wie sie mich plötzlich mit vor Angst geweiteten Augen anschaute und beschwörend auf französisch rief: »Beeilen Sie sich, Monsieur, auf dem Weg nach Heidelberg. Bald wird uns der Bürgerkrieg einholen.« Ich trank meine Limonade und eilte hinaus.

Es war die Zeit der Vorbereitung auf den Bürgerkrieg im Libanon, der dann vier Jahre später ausbrach und dessen Folgen bis heute nicht aufgehoben wurden. Alle politischen Kräfte im In- und Ausland versuchten damals, im Libanon Boden zu gewinnen. Die Bewohner der Stadt wußten noch von nichts. Nur ein paar Propheten, wie die alte Frau, spürten, daß es zu einem Knall kommen würde. Und es kam schlimmer, als man befürchtete.

Ich wollte nur noch schnell weg. Also buchte ich einen Flug von Beirut über Berlin nach Frankfurt.

»Ich würde mein Leben nicht einer Schraube anvertrauen«, entmutigte mich mein Vater beim letzten gemeinsamen Abendessen. Mir war bange. Der Mensch ist ein Bodentier, und dann steigt er in einen tonnenschweren Haufen Metall, erhebt sich in die Luft und vertraut darauf, daß alle Zahnräder funktio-

nieren, alle möglichen Kurzschlüsse drei Stunden lang nicht auftreten und keine Schraube locker wird. Es war mein erster und letzter Flug.

Ich umarmte Mutter, Vater und die Tante, die uns über eine Woche großzügig aufgenommen hatte, und ging zum Flugzeug, einem alten Ding, zu dem man damals zu Fuß gehen mußte. Oben auf der Gangway drehte ich mich einmal um, wie ich das in den Filmen gesehen hatte, und winkte in die Richtung, in der ich meine Eltern vermutete. Sie standen mit hundert anderen hinter dem Besuchergitter.

Ich setzte mich und beruhigte mich bald, denn das Flugzeug sah innen wie ein Bus aus.

Plötzlich hörte ich eine Lautsprecherstimme: »Wegen Motorschaden und notwendiger Reparaturen werden die Passagiere gebeten, sofort das Flugzeug zu verlassen und in den bereits wartenden Bus einzusteigen. Sie werden an Bord einer anderen Maschine nach Berlin geflogen.«

Ich eilte mit weichen Knien als letzter den Gang zwischen den leeren Sitzen hinaus und meinte für einen Augenblick, Yassir Arafat durch die Tür hinausgehen zu sehen. Aber ich war in meine Gedanken versunken und widmete Arafats Doppelgänger keinen weiteren Blick, denn das Original war ja weit weg in Jordanien. Ich fühlte mich schuldig an der Sorge meiner Eltern, die mit den anderen auch alles gehört hatten.

Draußen war meine Überraschung noch größer. Eine Spezialtruppe mit Polizeihunden und Techniker in

merkwürdig dicken Overalls standen um das Flugzeug herum. Und während alle anderen Passagiere in den Bus einstiegen, eilte der Doppelgänger Arafats unter dem Schutz zweier bewaffneter Soldaten zu einem entfernt parkenden Jeep.

»Das ist kein Motorschaden. Das ist eine Bombe. Der Bruder Arafats war auf einer geheimen Mission nach Europa«, murmelte ein dunkelhäutiger jemenitischer Händler neben mir und beäugte die Polizei mißtrauisch.

Und ich hätte sterben können vor Scham, denn ich wußte, daß mein Vater in weniger als einer Stunde durch gezielte Bestechung noch am Flughafen die wahre Ursache erfahren würde. Und ich hatte mich nicht geirrt. Er hat damals alles erfahren, es aber meiner Mutter verschwiegen. Es war tatsächlich ein Mordversuch an Arafats Bruder, der ihm sehr ähnlich sah.

Wir wurden in ein noch klapprigeres Flugzeug gebracht, das sich bald mehr gezwungen als freiwillig in die Luft erhob.

Das alte Ding vibrierte wie eine Küchenmaschine, und an zwei Stellen tropfte eine merkwürdig riechende Flüssigkeit auf die Passagiere. Das Personal war, entsprechend dem Billigtarif, grob und ungepflegt, überarbeitet und lustlos. Und das mitten im Himmel bei einem der schönsten Sonnenuntergänge, die ich je erlebt hatte. Wir flogen über den Wolken Richtung Nordwesten dem Abendrot entgegen.

Der Flugkapitän, ein ungeheuer fatter Mann, dessen weißes Hemd vermutlich seit einer Woche seinen Körper nicht verlassen hatte, kam fluchend aus dem Cockpit. Er verschwand hinter einem schmutzigen Vorhang im hinteren Teil des Flugzeugs. Dort aß und trank er schmatzend und gurgelnd, lachte laut und witzelte mit den Stewardessen.

Bald wankte das Flugzeug, und ein dürrer, übernachteter Kopilot rannte den Gang nach hinten und verschwand ebenfalls hinter dem Vorhang. Wir hörten Gebrüll und eine Ohrfeige.

Ich war wie gelähmt vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß unser Flugzeug führungslos über den Wolken raste.

Als der Kapitän wieder auf den Gang trat und ins Cockpit ging, folgte ihm sein Kopilot mit fahlem Gesicht wie ein Kalb, das zur Schlachtbank geführt wird.

Kurz darauf kam der Kapitän wieder heraus, trank, lachte und schmatzte wieder eine halbe Stunde lang. Auch der Kopilot kam erneut, doch diesmal wagte er nicht, hinter den Vorhang zu gehen, sondern flehte den Kapitän vom Gang aus um Hilfe an.

Zufrieden kam dieser heraus, klopfte dem kleinen Mann auf die Schulter und taumelte hinter ihm den Gang entlang zum Cockpit zurück. Eine Wolke aus Schweißgeruch, kaltem Zigarettenrauch und Alkohol flog ihm nach.

Dann wurde das Essen serviert und von den meisten

Passagieren sofort zurückgeschickt. Ein widerlicher Fraß aus kaltem Plastik mit irgendeiner gefärbten Gelatine. Die schwarze Brühe, die man selbst aus lauwarmem Wasser und Kaffeepulver anrühren mußte, roch nach alten Schuhen und schmeckte entsprechend.

Plötzlich, wir waren bereits über Griechenland, ertönte die Stimme einer aufgeregten Stewardess, und das Zeichen zum Anschnallen leuchtete auf. Kein Mensch verstand das hysterische Lallen aus dem knisternden Lautsprecher, aber alle fühlten wie ich, daß das Flugzeug an Höhe verlor, immer mehr mit dem Hintern nach unten sackte.

Ich sah, wie eine Stewardess betrunken mühselig den Gang entlangtaumelte. Sie war kreidebleich. Ich fühlte mich elend, doch mehr, als mich am Sitz festzuhalten, konnte ich nicht tun. Ich hörte Schreie.

Doch plötzlich fing sich das Flugzeug wieder und startete durch. Wir gewannen an Höhe und Ruhe. Der Kapitän tauchte nicht wieder auf.

Bald flogen wir im Dunkeln, und mein Herz klopfte im Hals, als wollte es hinausfliegen und sich retten.

Erst als ich hörte und spürte, daß die Räder der Höllemaschine den Boden der Berliner Landebahn berührten, fühlte ich Erleichterung.

Die Passagiere gratulierten sich gegenseitig zur Errettung, und ein alter Mann erhob seine Hände und richtete seinen Blick gen Himmel: »Gott ist barmherzig! Ich habe die ganze Zeit gebetet.«

In der Schlange vor der Paßkontrolle stehend hörte ich einen beleibten Ägypter, der gerade aus Australien nach Berlin geflogen war, seinem Nachbarn in der Reihe, einem dünnen Tunesier, sagen: »Heutzutage ist Reisen ein Kinderspiel. Frühstück bei meiner Schwester in Sydney, Abendessen bei meiner Frau in London oder Berlin. Sie ist englische Modemacherin und fliegt wie ich federleicht zwischen den Welten.« Ich bekam einen hysterischen Lachkrampf. Wahrscheinlich durch die Strapazen bedingt, konnten meine Nerven so viel Komik nicht vertragen. Meine Nachbarn versuchten, mich zu beruhigen, doch immer, wenn ich dem beleidigt dreinschauenden Ägypter erklären wollte, warum ich lachte, erstickte ein nächster Lachanfall meine Worte. »... federleicht ... Agatha Christie ... Orientexpress ... federleicht ... Honolulu ... Arafat ... Bombe ... versoffene Crew«, hörte ich mich zwischen den Lachsalven stammeln. Es war nichts zu machen, und alle Umstehenden – ausgenommen der Ägypter – lachten mit, obwohl sie nichts verstanden. Ich muß komisch ausgesehen haben.

Am Paßkontrollschalter hatte ich fürchterliche Bauchschmerzen und nahm mich unter größter Mühe zusammen. Ich steckte den Paß durch den Schlitz und bemühte mich, den Polizisten ernst, garniert mit etwas Angst, anzuschauen. Das erwarten Polizisten aller Länder bei Reisenden.

Plötzlich hörte ich den Ägypter ein paar Meter weiter auf englisch brüllen: »Sir, das ist nicht mein Koffer.

Ich muß ihn verwechselt haben. Mein Koffer ist auch aus braunem Leder, aber meiner war vollgestopft mit teuren Dingen! Aber ... das ist doch mein Hemd, aber wo sind Jacke und Krawatten? Wo ist meine teure Kamera geblieben?«

Der Zollbeamte zuckte unbeteiligt mit den Schultern, und da er am kargen Inhalt des Koffers nichts zu beanstanden fand, schob er ihn zur Seite und bat den Ägypter weiterzugehen.



AM ANFANG WAR DER AUFENTHALT

Der Beamte sah auf das gelbe Formular. Er überflog hastig die Zeilen, als lese er das Papier, manchmal faßte er eine Zeile besonders ins Auge.

Schließlich warf er einen durchdringenden Blick auf den Ausländer, der ihn aus verträumten schwarzen Augen sanft ansah. Sein dunkles Haar war ungepflegt, sein Bart zerzaust, tiefe Narben von alten Wunden bedeckten seine Stirn.

»Ein Gammler«, dachte der Beamte, und ein giftiges Lächeln huschte über sein Gesicht. Er stand langsam auf und stützte sich auf die trennende Theke.

»Also, Sie heißen Mschiha?« erkundigte er sich ironisch.

»Ja«, antwortete der junge Ausländer leise.

»Und was bedeutet das?« Er zeigte mit seinem dicken Finger auf die ihm unverständliche Zeile – Vater: Gott/Yusef.

»Das ist nun mal so«, erwiderte Mschiha unschuldig.

»Und Sie sind in Bethlehem geboren?« fragte der Beamte ungeduldig.

»Ja, das solltest du aber wissen.«

Sein Unwissen hätte den Beamten weniger gestört als das unverschämte Duzen. Er kochte innerlich vor Wut, ließ sich aber nichts anmerken.

»Den Paß bitte!« Mschiha wußte von keinem Paß.

»Ich habe noch nie einen gehabt«, sagte er verlegen.

»Und wie kamen Sie nach Deutschland?«

»Vom Himmel«, antwortete der junge Ausländer, als gäbe es nichts Selbstverständlicheres.

»Aha!« Der Beamte trat einen Schritt zurück – er verstand es, mit schwierigen Ausländern umzugehen. Sein Gesicht wurde freundlicher. »Nehmen Sie doch bitte Platz, da hinten bitte.«

Er zeigte auf einige Sitzbänke in der großen Halle der Ausländerbehörde und ging durch einen Gang, der von Regalen gebildet wurde, die mit Akten gefüllt waren, zur pflanzengeschmückten Chef-ecke.

»Da ist wieder einer, der durchgedreht hat; ich glaube, ein Araber. Sehen Sie sich das an!« Er zeigte